

Wie begegnen wir der missionarischen Situation in Deutschland?

Von Ludwig Bertsch SJ, Frankfurt/St. Georgen

Zur Vorbereitung des „Missionarischen Pfingsttreffens“, das vom 2. bis 6. Juni 1981 in Mainz stattfindet, hatte der Deutsche Katholische Missionsrat den Pastoraltheologen Professor Dr. Ludwig Bertsch SJ gebeten, auf der Mitgliederversammlung am 19. Juni 1980 in Würzburg eine Antwort auf die Frage zu geben: „Wie begegnen wir der missionarischen Situation in Deutschland?“ Diese Antwort hat der Referent in den folgenden vier Schritten zu geben versucht.

- 1. Was verstehen wir unter missionarischer Situation?*
- 2. Wie begegnen wir de facto heute in der Bundesrepublik solcher Situation?*
- 3. Wie sollten wir solcher Situation begegnen in unserem Glaubensverständnis?*
- 4. Wie sollten wir solcher Situation begegnen in unserer Glaubenspraxis?*

I. Was verstehen wir unter missionarischer Situation?

1.1. Missionarisch – ein christliches Existential

Mission und missionarisch ist nicht eine Dimension, die zum Christentum hinzugefügt wird, man könnte sie vielmehr ein christliches Existential nennen. Der Christ ist ein Erlöser, ein Geretteter, nicht nur um seines eigenen Heiles willen; Taufe und Firmung können für ihn nur dann zum Heil werden, wenn er bereit ist, auch für andere Weg zu diesem Heil zu sein.

Kirche, als Volk Gottes, das sich auf dem Weg durch die Wüste befindet, ist als neues Israel Heilszeichen für Viele, ist Kirche für die Andern. Gerade so ist sie eine Keimzelle der Hoffnung für das ganze Menschengeschlecht (vgl. LG 9).

Im Letzten offenbart sich hier das tiefste Wesen Jesu selbst. Er ist der Gesandte des Vaters (missus). Wer an Jesus glaubt, glaubt nicht an ihn, sondern an den, der ihn gesandt hat, und wer ihn sieht, sieht den, der ihn gesandt hat. Der Vater, der ihn gesandt hat, hat ihm aufgetragen, was er sagen und reden soll. Und dieser Auftrag ist ewiges Leben (vgl. Joh. 12,44–50).

Katholische Gemeinde, die sich als die Gemeinde Jesu Christi begreift, ist entweder missionarische Gemeinde, oder sie ist keine christliche Gemeinde. Entscheidendes in ihrem Leben wäre gestrichen, wenn dieser Aspekt ausfiel.

1.2. Unsere Situation als missionarische Situation in spezifischem Sinn

Das Spezifische missionarischer Situation wird wesentlich bestimmt vom historischen und gesellschaftlichen Kontext, in dem sich Mission vollzieht. Chri-

stentum muß auf die jeweils neue, veränderte Situation eingehen, um sie auf Christus hin zu verändern. Es kann nicht starr bleiben. Von hierher begründet sich letztlich die Notwendigkeit der Inkulturation.

Zum ersten Mal finden wir diese Wirklichkeit im 15. Kapitel der Apostelgeschichte beschrieben. Jüdisch geprägtes Christentum begegnet Christen aus dem hellenistischen Kulturkreis. Es beginnt ein fundamentaler Prozeß der Neuwerdung, der sowohl Judenchristen, wie Heidenchristen in Frage stellt. Die einen wissen nicht, wie bei Aufgabe ihrer Form des Christentums Christentum überhaupt weitergegeben werden soll. Die Anderen können die jüdische Form für sich nicht übernehmen. Die Amtsträger (vor allem Petrus, aber auch Jakobus) stehen in der Mitte. Sie ahnen die Richtung, ohne sie klar bestimmen zu können. Scheinbar einigt man sich in einem Kompromiß. Doch gerade darin wird erfahrbar, daß nicht die Menschen, sondern durch sie und über sie hinaus der Geist die Kirche sicher in die Zukunft führt. Kirche Jesu Christi bleibt nicht jüdische Sekte, sondern wird Weltkirche. Ähnliches hat sich an Scheidepunkten der Weltgeschichte immer wiederholt.

Dabei wird deutlich, daß der Einfluß der Gesellschaft und Geschichte nicht etwas mehr oder weniger Zufälliges ist, sondern im Sinne des Wahlspruches von Kardinal Faulhaber zu interpretieren ist: „Vox temporis, vox Dei“. Damit ist nicht die Stimme der Tagesparolen gemeint, sondern die Anrufe, die sich in einer bestimmten Zeitsituation an das Christentum stellen, sind im Letzten Anrufe Gottes. Dies alles macht deutlich, daß die jeweils der Kirche vorgegebene Zeitsituation als eine theologisch relevante Größe betrachtet werden muß.

1.3. Unsere Situation im Vergleich

Das Spezifikum unserer Situation soll hier nicht in einer religionssoziologischen Analyse dargelegt werden, sondern in einem Vergleich. Das Stichwort Frankreich – Missionsland wurde schon früh von einem weitsichtigen Mann – Ivo Zeiger – aufgegriffen. Er hatte beim 72. Deutschen Katholikentag in Mainz ein viel beachtetes Referat zur Missionssituation von damals gehalten: „Fassen Sie nun alle diese Gründe zusammen, und ich könnte noch viele andere aufzählen, dann ist es nicht zu viel gesagt, wenn ich von einer Missionskirche Deutschlands spreche. Ich weiß sehr wohl und mit tiefem Troste weiß ich und betone es immer wieder: unser katholisches Volk ist noch gut. Der Hundertsatz derer, die die Sakramente empfangen, ist erfreulich, viel höher als in manchen sogenannten katholischen Ländern. Der Hundertsatz derer, die regelmäßig den Sonntagsgottesdienst besuchen, ist noch erfreulicher; unser Volk hat sich wacker in den Sturmjahren gehalten, es offenbart einen so unerschöpflichen Fundus an Opferkraft, daß alle objektiven Betrachter darüber staunen. Noch ist es so. Gott sei Dank dafür! Aber darauf dürfen wir nicht ausruhen. Das ist ein Grundkapital, das uns die Zukunftsarbeit ermöglicht und verheißungsvoll macht. Aber deswegen bleibt doch bestehen, daß Deutschland als rufendes Missionsland vor uns liegt.“

Ich bin wegen dieser harten Worte angegriffen worden. Man hat mir vorgeworfen, ich beleidige damit die katholische Kirche in meinem Vaterland! Man hat auch gesagt, meine Darlegung über die neue Diaspora zerstöre das Interesse an den Außenmissionen. Das ist nicht meine Absicht...

Ja, Deutschland ist ein Missionsland geworden. Denn auch unsere noch scheinbar geborgenen Katholiken sind ungeborgen, sie sind in die Gefährdung geworfen, sind erst wieder zu erwerben, wenn wir sie wirklich unser Eigen nennen wollen. Und gerade wenn sie fest stehen, tritt an sie die Missionsaufgabe heran: daß sie in der Zerstreung nun auch wirklich sich als Samenkörner Christi fühlen, als Sauerteig unserer Erde wirken. Missionsituation fordert Missionsmethoden“ (Ivo Zeiger, in: Der Christ in der Not der Zeit, 72. Deutscher Katholikentag Mainz 1948, 35–36).

Nach dreißig Jahren erfahren wir die Bestätigung der damaligen Prognose. Heute wissen wir unausweichlich: Die Situation in unserem Land ist Missions-situation, das heißt, wir leben in einer Gesellschaft, in der das Christentum und Kirche nicht mehr selbstverständlich zu den das Leben des einzelnen und der Gesellschaft bestimmenden Kräften gehören. Christliche Plausibilitäten werden von Anfang an in Frage gestellt und das in den verschiedensten Bereichen. Jedes Glied der christlichen Gemeinde ist von dieser Situation betroffen, lebt in ihr: Vom Kindergarten bis zum Senioren-Kreis und Altenheim. Pluralismus der Weltanschauungen ist unmittelbare Erfahrung eines jeden einzelnen, in welcher gesellschaftlichen Stellung er sich auch befindet. Der führende Chemiker unserer großen Werke arbeitet zusammen mit einem in seinem Fach ebenso kompetenten Kollegen aus Indien, der von seiner hinduistischen Weltanschauung her versucht, einen Sinn in sein Leben zu bringen. Gleiches gilt für den Arbeiter bei der Müllabfuhr, dessen Arbeitskollege von seiner Weltanschauung des Islams her versucht, mit seinem Leben fertig zu werden.

Missionssituation wird auch deutlich durch den Wandel im Phänomen des Fernstehenden. Früher, in christentümlicher Gesellschaft, wurde die Position des Fernstehenden durch dessen Nähe bzw. Ferne von den allgemein anerkannten, gemeindlich-kirchlichen, gesellschaftlichen Strukturen her bestimmt. Wer am kirchlichen Leben nicht teilnahm, fiel aus dem Kommunikationszusammenhang der Gesellschaft heraus, war ein „Randchrist“, gehörte zu den „Osterlämmern“, besuchte die „Langschläfermesse“.

Heute können wir fragen: *Wer* steht fern? Wer als katholischer (und evangelischer) Christ überzeugt seinen Alltag lebt, seine Lebensform, seinen Lebensstil, seine Wertvorstellungen, die er auch in seiner Familie weiterzugeben bemüht ist, und sich vom Evangelium und von der Tradition der Kirche her bestimmen läßt, lebt fern von dem, was der Gesellschaft üblich ist, was als Lebensstil praktiziert wird und was als heutige Lebensform in Freizeitgestaltung, Ehe und Familienleben gilt. Wenn der größere Teil in der Gesellschaft uns ferne steht, müssen wir dann nicht sagen, daß wir am Rand der Gesellschaft stehen? Genau dies aber ist die Situation im „Missionsland“.

II. Wie begegnen wir de facto heute in der Bundesrepublik solcher Situation?

Drei Reaktionen sollen herausgestellt werden, ohne damit den Anspruch zu erheben, alles erschöpfend dargestellt zu haben:

2.1. Die Situation der Ablehnung, des Nicht-wahrhaben-Wollens

Ähnlich, wie es wohl Ivo Zeiger seinerzeit ergangen sein muß, den man auf den erfreulichen Prozentsatz derer hinwies, die noch praktizieren, geht es auch heute: Man verweist auf das, was da ist, was aufgrund unserer Tradition noch immer wirksam ist, sowie auf positive neuere Entwicklungen. Man stellt den anderen als Schwarzseher und Pessimisten hin.

2.2. Die Situation wird als Bedrohung und Infragestellung des christlichen Selbstbewußtseins gesehen.

Das Ergebnis ist Resignation. Kirche im Abendland ist sterbende Kirche, so wie seinerzeit in Nordafrika oder in Kleinasien. Die Stimmung in der Gemeinde ist resignativ, es geht nichts mehr von ihr aus.

2.3. Flucht in falsche Alternativen

Die eine Alternative: Wir müssen uns gesundschumpfen, die „kleine Herde“ ist die Gemeinde der Zukunft, es geht um Restauration um jeden Preis. Das Konzil und erst recht die Synode haben unseren Schwung gelähmt. – Richtig hierbei ist, daß das Konzil und mit ihm die Synode zu einem wesentlichen Prozeß in der Kirche beigetragen haben: dem Prozeß der Unterscheidung der Geister. Ein Beispiel: Bei der Einführung des neuen Meßbuches sagte Kardinal Volk in seiner Predigt vor Priestern: „Eines kann ich Ihnen versichern, bei der neuen Liturgie, bei der Eucharistiefeyer, wie sie jetzt ist, wird es keinen Unbeteiligten mehr geben.“ Wenn aber Menschen von ihrer Glaubenssituation her sich nicht mehr beteiligen können, die sich früher in allgemeinen religiösen Empfindungen während des Gottesdienstes zurecht fanden, so bringt dies Unterscheidung. Dies scheint mir eine Hilfe für unsere „Missionssituation“. Doch Restauration, Rückzug in die „kleine Herde“, Gesundschumpfen als Parole, sind Zeichen mangelnden Vertrauens, eine falsche Alternative.

Die andere Alternative: offene Gemeinde ohne Schwelle, Anpassung um jeden Preis. Hier gilt, was schon rein soziologisch feststeht, daß jede Gruppe, die keine Schwelle mehr hat, sich auflösen muß. Einschlägige Erfahrungen liegen hier vor.

2.4. Wie begegnen wir solcher Situation?

Indem Sie selber Ihr Thema formuliert haben „Wie begegnen wir der missionarischen Situation?“, ist eine wichtige Aussage gemacht, die beim Pfingsttreffen im kommenden Jahr noch mehr herausgestellt werden muß. Pluralistische Situation ist eine Feststellung. Missionsituation ist eine Herausforderung und Aufgabe. Missionsituation in unserer Kirche ist nie Verhängnis oder Schicksal, sondern sie ist Gabe und Aufgabe. Die Arbeit, in der Sie stehen, ist gerade ein Ansatzpunkt dafür, wie überhaupt in unseren Gemeinden der Blick für das, was kommen muß in unserer Kirche, geweckt werden kann. Von hier aus muß die Frage gestellt werden, wie dieser Situation im Glaubensverständnis – die theologische Fragestellung – und in unserer Glaubenspraxis – die praktische Fragestellung – begegnet werden muß.

III. Wie sollten wir solcher Situation begegnen in unserem Glaubensverständnis?

3.1. Neue Akzente im Kirchenverständnis

Es ist nicht meine Aufgabe, hier alle Akzente des Kirchenverständnisses des Zweiten Vatikanischen Konzils darzulegen. Auf einen Punkt soll aber besonders hingewiesen werden: Die Kirchentheologie des Zweiten Vaticanums ist geprägt vom Gedanken der „re-praesentatio“, der Darstellung im sichtbaren und wirksamen Zeichen. Hier gedenke ich in großer Dankbarkeit meines Mitbruders, Lehrers und Freundes Otto Semmelroth, der uns bereits als Studenten am Ende der vierziger Jahre theologisches Verständnis und mit ihm Liebe zur Kirche als „Ursakrament“ nahebrachte. Damit wollte er sagen – und ist auch heute gesagt: In dieser Welt gibt es unwiderruflich jenes sichtbare Zeichen, in dem die Rettung, Befreiung, Erlösung des Menschen durch Christus nicht nur dargestellt wird, sondern das zugleich diese Rettung vom Vater im heilsmächtigen Zeichen seiner Kirche – die Gesamtkirche dargestellt und wirksam in der Ortskirche (Bistumskirche) – bewirkt. Jede Gemeinde, in der im Auftrag des Bischofs Eucharistie gefeiert wird, macht die Kirche in ihrem Raum präsent. Diese Schau macht sich Papst Johannes Paul II. in seiner Enzyklika „Redemptor hominis“ zu eigen: „Die Kirche ist in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit.“ (Red. hom. 7; vgl. auch LG 1). Die größte Not unserer Menschheit, die wir gegenwärtig erleben, ist die Zerrissenheit, die die gegenwärtige Gesellschaft in den Untergang zu reißen droht, und dabei die Machtlosigkeit, ihr wirksam zu wehren. Hier soll die Kirche Zeichen der Einheit untereinander sein, Keimzelle der Hoffnung und der Einheit für das ganze Menschengeschlecht (vgl. LG 9). Damit ist der Akzent von einem mehr statischen Kirchenbild, wie es z. B. Robert Bellarmin geprägt hat, indem die Kirche in gewissem Sinn analog zu irdischen Reichen gesehen wird, sich ausdehnt bis an die Grenzen der Erde, auf ein mehr dynami-

sches oder besser „sakramentales“ Kirchenbild gelegt. Diese andere Sicht erscheint mir providentiell. Das Missionsverständnis, das sich aus dem früheren Kirchenbild ergab, ist zu Ende. Was die „flächenmäßige“ Ausdehnung der Kirche angeht, so sind wir bis an die Grenzen der Erde gelangt. Die wenigen weißen Flecke auf unserem Globus, an denen christliche Botschaft noch nicht angelangt ist, sind leicht einzuholen. Zugleich stellen wir fest, daß damit das Evangelium noch längst nicht bis an die Grenzen der Menschheit und der menschlichen Gesellschaft gekommen ist. Obwohl es überall präsent ist, ist es damit nicht überall schon wirksam. Denken wir nur an ein riesiges Imperium, wie China, das zwar von Kirche weiß, in dem aber eine neue Gesellschaft herangereift ist, die ständig wächst, in der das Evangelium noch lange nicht „bis an die Grenzen der Erde gelangt ist“. Für einen Europäer ist es eine tiefgreifende Erfahrung, zu spüren – wie ich beispielsweise in Indien erfuhr – wie eine Kultur, die weitaus älter ist als die unsere, überhaupt nicht nach Christentum verlangt, eben aus der Überzeugung heraus, daß die eigene Kultur die richtige ist. Gilt ähnliches nicht von unserer Gesellschaft? Haben wir hier in Deutschland oder – um mit Exeler zu sprechen – in der nordatlantischen Gesellschaft nicht seit zweihundert Jahren das Phänomen eines humanistischen Atheismus oder atheistischen Humanismus, der mittlerweile zu einer Kultur breiter Bevölkerungsschichten geworden ist? Die verschiedensten Bereiche menschlichen Lebens haben sich aus dem gesellschaftlich-kirchlichen Kontext „emanzipiert“. Um einige Beispiele zu nennen: Musik hat sich aus dem Zusammenhang kirchlich-gottesdienstlichen Geschehens herausgelöst. Man komponierte bewußt für „säkularisierte Räume, Konzertsäle“. Heute geschieht solches nicht mehr aus einer Gegeneinstellung gegen Kirche und Gottesdienst, sondern nicht-gottesdienstliche Musik ist zur Selbstverständlichkeit geworden. Ähnliches ließe sich für die anderen Bereiche der Kunst, der Wissenschaft, des gesellschaftlichen Lebens aufzeigen. Auch bei uns versuchen viele Menschen mit dieser nicht ganz leicht zu definierenden Weltanschauung (zeigt sie darin bei allen großen und unbestrittenen Unterschieden nicht gewisse Ähnlichkeiten zur hinduistischen) die Krisensituationen ihres Lebens zu bestehen.

Es gibt Kultur- und Lebenserfahrung, auf die Kirche Rücksicht nehmen müßte, will sie in dieser Gesellschaft Christentum beheimaten (Inkulturation). Wie dies im Alltag aussieht, erlebte ich vor einigen Jahren, als ich in der ersten Klasse einer Grundschule unterrichtete. 60 der 80 Kinder wußten zu Beginn der Religionsstunde nicht, ob sie katholisch oder evangelisch waren. Die evangelische Kollegin machte den guten Vorschlag, ich solle das Kreuzzeichen machen, und wer es spontan mitmache bei den Kindern, sollten wir auf Verdacht als katholisch annehmen. Wir haben uns noch mehrere Wochen gegenseitig Kinder zugeschickt. Wir mußten beide erfahren, daß die Kinder nichts vom christlichen Glauben wußten. Von Jesus Christus hatten sie nie gehört. Die Kirche hatten sie nie besucht. Ein christliches Zeichen, wie das Kreuz kannten sie nicht. Christliche Gebete, wie das Vater unser, das Kreuzzeichen, und bei uns Katholiken das Ave Maria waren ihnen vollständig fremd. Dieses Beispiel verdeutlicht, daß in breiten Bevölkerungsschichten eine achristliche (nicht ge-

genchristliche) Gesellschaft existiert. Obwohl solche Familien unter uns wohnen oder besser gesagt, wir unter ihnen, ist bei der Privatisierung des religiösen Lebens keine Kommunikation auf dieser Ebene gegeben. Hier tun sich neue Räume auf, an deren Grenzen die Botschaft Christi noch lange nicht gedrungen ist. Kirche muß sich als Zeichen der Rettung verstehen, das auf andere einwirkt, indem es sichtbar und lebendig ist. Wie aber kann Kirche solchem Anspruch genügen?

3.2. Voraussetzung dafür: neues Weltverständnis – neues Missionsverständnis

Das vorher Gesagte macht deutlich, daß veränderte Situation von Kirche und Gesellschaft und deren theologische Deutung, also der Weg von einem mehr institutionalistischen Kirchenbild zu einem mehr sakramentalen Kirchenbild, neue Perspektiven eröffnet. Das neue Kirchenverständnis impliziert ein neues Verständnis und Verhältnis zur Welt. Thomas Kramm hat in seinen Arbeiten gerade auf diesen Punkt immer wieder hingewiesen: „Von dieser geschichtseschatologischen Perspektive aus ist Welt kein Zustand, sondern ein Geschehen, das sich dem Glauben dadurch enthüllt, daß Gott als der eschatologisch Handelnde erfahren wird. Wäre das Neue reines Werk des Menschen, der vom Vorhandenen ausgehend Möglichkeiten zur Entfaltung bringt, die bereits im Wirklichen enthalten sind, dann bliebe die Welt letztlich doch die sich ewig gleiche“ (Thomas Kramm, *Theologische Erwägungen zu Welt und Geschichte im Vorfeld einer Theologie der Mission*, in: *Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft* 64, Münster 1980, 8).

Dieses eschatologische Handeln Gottes, der unsere Zukunft, die uns nicht verfügbar ist, macht, sehen wir oft nicht. „Die Eröffnung neuer Möglichkeiten durch das schöpferische Wirken Gottes – schöpferisch also im strengen Sinne des Wortes als *creatio ex nihilo*, die nicht gebunden ist an einen von der bereits vorhandenen Wirklichkeit vorgegebenen Raum des Möglichen – eröffnet der Welt erst eigentlich Zukunft. Gottes Wort schafft Zukunft, was für das Verständnis von Welt bedeutet, daß sie als Welt im Werden verstanden werden muß. Die Zukunft der Welt ist eschatologisches Geschehen, das mehr ist als die bloße Explikation der der Welt schon immer gegebenen Möglichkeiten“ (Thomas Kramm, ebd.).

3.3. Rückbesinnung auf Christus als entscheidenden Grund, Weg und Ziel der Kirche

Es ist ein positives Zeichen, daß in unserer theologischen Diskussion, die derzeit die Öffentlichkeit bewegt – ob auf glückliche oder unglückliche Weise, sei hier dahingestellt –, wir nicht über alle möglichen Themen christlichen Glaubens diskutieren, sondern über das Thema aller Themen, über die Frage, an der alles hängt: Jesus Christus. „Die Kirche bleibt umfassen vom Geheimnis der Erlösung, das Grundprinzip ihres Lebens und ihrer Sendung ist. . .

Er, der Sohn Gottes, hat sich in seiner Menschwerdung gewissermaßen mit jedem Menschen vereinigt. Mit Menschenhänden hat er gearbeitet, mit menschlichem Geist gedacht, mit einem menschlichen Willen hat er gehandelt, mit einem menschlichen Herzen geliebt. Geboren aus Maria, der Jungfrau, ist er in Wahrheit einer aus uns geworden, in allem uns gleich außer der Sünde. Er, der Erlöser der Menschen!“ (Red. hom. 7–8; vgl. GS 22).

Diese Wirklichkeit festzustellen, bedeutet noch nicht, daß die Gesellschaft, in der wir leben, in dem Sinne darauf wartet, daß wir mit dieser Botschaft offene Türen einrennen, daß wir überall Bereitschaft zur Annahme finden. Nach unserer Erfahrung ist das Gegenteil der Fall. Wir erfahren nicht nur Ablehnung, sondern vielmehr Unverständnis, Gleichgültigkeit, jenes Lachen, das bereits Paulus auf dem Areopag von Athen zum Schweigen brachte: „Darüber wollen wir dich ein andermal hören“ (vgl. Apg 17,32). Auch Johannes Paul II. stellt dies klar heraus: „Und wenn ein solcher Auftrag heute größeren Widerständen als in jeder anderen Zeit zu begegnen scheint, so zeigt dies nur, daß der Auftrag in unserer Epoche noch dringlicher ist und – trotz der Widerstände – mehr erwartet wird als je zuvor. Hier berühren wir indirekt jenes Geheimnis der göttlichen Heilsordnung, das die Erlösung und die Gnade mit dem Kreuz verbunden hat“ (Red. hom. 11).

Dies beleuchtet unsere Situation nochmals als Missionssituation. In der Missionsgeschichte der christlichen Kirchen wüßte ich kaum eine Situation, in der die christliche Botschaft einfach erwartet wurde und mit offenen Armen und Herzen angenommen wurde. Es galt immer der Grundsatz: „Sanguis martyrum semen christianorum“ – Das Blut der Zeugen ist der Same für neue Christen. Die Erfahrung des Kreuzes gehört in missionarische Situation. Hat nicht gerade von hier manches Leid in der Kirche, manches Kreuz derer, die versuchen, in dieser Kirche und Gesellschaft Zeugen für Jesus und seine Erlösung zu sein, seinen eigentlichen Sinn und seine wahre Bedeutung?

3.4. Kirche ernst nehmen als Gegenwart des ganzen Christus

Wenn wir hier von Kirche in diesem Sinn sprechen, verstehen wir sie nur als ganze, als Haupt und Leib. Sie kann als Sakrament, als Zeichen des Heiles, nur sichtbar werden, wenn sie in ihrem Haupt und ihren Bildern sichtbar ist. In christentümlicher Gesellschaft mag eine repräsentative Vergegenwärtigung der Kirche durch die Träger des Amtes – das Haupt – in irgendeiner Form noch hinreichend gewesen sein. In unserer Situation, der pluralistischen Gesellschaft, in missionarischer Situation, kann der fortlebende Christus nur sichtbar erfahren werden in Haupt und Gliedern. Ohne lebendige Vergegenwärtigung des Leibes geht es nicht.

Bei verschiedenen Gesprächen in Kinshasa/Zaire wurde mir deutlich, wie dort angesichts des Priestermangels eine andere Frage gestellt wird als in der vergleichbaren Situation bei uns. Dort wird die vorgegebene Situation als provi-

dentieller Anlaß gesehen, ein Grundanliegen des Zweiten Vatikanischen Konzils im Leben der Kirche zu verwirklichen: Sendung und Bedeutung des Laien aufgrund von Taufe und Firmung in der Kirche. Aus solchen theologischen Überlegungen und deren praktischen Folgerungen kann man neue Akzente für die Stellung und Spiritualität des Priesters in der Gemeinde gewinnen.

IV. Wie begegnen wir solcher Situation in unserer Glaubenspraxis?

4.1. Wir müssen die gegebene Situation als Anruf und Herausforderung von Gott her annehmen

Es ist entscheidend, wie wir die vorgegebene Situation sehen und beurteilen: als Schicksal, das über uns verfügt ist, als notwendiges Übel, das wir ertragen müssen, oder als von Gott uns aufgegebenen Situation. Ergeht es uns nicht oft wie den Jüngern nach der wunderbaren Speisung (vgl. Mk 6,45–52). Sie hatten alles auf Jesus gesetzt. Er hatte sich als der große Heilsbringer erwiesen. Mehr als Mose, der in der Wüste das Manna gab, hat er in der Wüste die Tausenden gesättigt. Alles steht auf Aufbruch in die so lange erwartete Zukunft des Messias. In dieser Situation schickt Jesus die Menschen weg, die ihn zum König machen wollen, er drängt seine Jünger ins Boot und veranlaßt sie abzufahren. Wenn es heißt, daß sie Gegenwind haben, daß sie sich abmühen, ohne voranzukommen, so ist dies nicht eine meteorologische Zustandsbeschreibung. Hier wird die Situation der Jünger, die Situation der Gemeinde geschildert. Gegenwind – es geht alles so ganz anders, als sie es sich gedacht und vorgestellt haben. Sie kommen nicht weiter. Ist dies nicht eine Erfahrung der Kirche unseres Landes? Als nach dem Zusammenbruch der Wiederaufbau begann, als unsere Kirche reicher wurde, äußerlich und innerlich aufbauen konnte, als wir große Katholikentage feiern konnten, als es so aussah, der Durchbruch in Politik und gesellschaftlicher Öffentlichkeit für unsere christlichen Kirchen sei gelungen, da wollten wir nicht wahrhaben, daß Missionssituation in Deutschland ist. Nun empfinden wir Gegenwind. Von überall her bläst uns der Wind ins Gesicht. Es sieht so aus, als kämen wir nirgends weiter, obwohl wir rudern.

Als Jesus dann über das Wasser zu den Jüngern kommt, schreien sie auf, weil sie meinen, es sei ein Gespenst. So fremd ist er ihrem Herzen und ihrem Kopf geworden, daß sie ihn für ein Gespenst halten. Er selbst muß sie durch seinen Zuruf in die eigentliche Wirklichkeit zurückrufen. Sehen wir nicht Manches als gespenstig an, obwohl gerade Jesus es ist, der so über das Wasser zu uns kommt? Und nur, indem Petrus das scheinbar sichere Boot verläßt und sich auf das Wasser begibt, kann er erfahren, daß der Herr da ist und ihn hält.

Der entscheidende Punkt, an dem wir stehen, ist: die vorgegebene Situation nicht als Verhängnis, sondern als von Gott gegebene Voraussetzung für Besinnung und Umkehr anzunehmen. Das ist die Chance missionarischer Situation. In christentümlicher Gesellschaft, in der die Kirchen in allen Bereichen be-

stimmend oder mitbestimmend ist, hat sie eine große Versuchung: Sie sieht ihre Zukunftspläne zu schnell als Gottes Pläne. Sie macht sich Gott zu Händen. Er aber läßt sich nicht von unseren Händen festhalten und in das Maß unserer Hände einpassen. In missionarischer Situation begegnet er uns als der Unfaßbare, oft Unbegreifliche. Nicht auf unseren Einfluß hin, nicht auf unsere Macht hin, auch nicht auf unser Geld hin, gehen wir an die missionarische Aufgabe, sondern „auf sein Wort hin“. Indem Gott für uns durch die neue Situation so wieder unfaßbar geworden ist, können wir – so paradox das klingen mag – erst eigentlich wieder den Halt in ihm finden (vgl. Hans Urs von Balthasar, *Sich halten an den Unfaßbaren*; in: *Geist und Leben* 52 (1979) 246–258).

4.2. Sind wir bereit uns dem Prozeß der Inkulturation bei uns zu stellen?

Während der Reise von zehn Regenten deutschsprachiger Priesterseminare nach Indien haben wir mit Kollegen eine leidenschaftliche Diskussion geführt. Ich denke besonders an einen Abend mit Professoren der päpstlichen Hochschule in Poona. Einer, ein Religionsgeschichtler und Systematiker meinte: Der Mensch sieht nur mit zwei Augen perspektivisch. Ähnlich ist es mit der Sicht von Sinn, Welt und Zukunft des Christen. Das eine Auge, das uns gegeben ist, ist die christliche Offenbarung. Das andere Auge ist für uns unsere hinduistische Tradition. Mit dieser Tradition habe ich echte Gotteserfahrung gemacht, die mir so im Christentum nicht möglich ist. Indem ich nun mit diesen beiden Augen sehe, kann ich das Ganze erst erkennen. Christus wurde zunächst mit jüdisch-hellenistischem Auge gesehen. Wer meint, dies sei die einzige Möglichkeit, ihn zu erkennen, muß sich täuschen. Ist es nicht der Anspruch westlicher Theologie, daß sie den einzigen richtigen Blick hat? Dazu kommt, daß das „kulturelle Auge“ des westlichen Menschen immer mehr verblaßt ist, daß er Manches einäugig sieht. – Der Vergleich ist sicher nicht zu überziehen, aber er scheint mir auf etwas Wichtiges hinzuweisen. Wir müssen am Prozeß der Inkulturation in u n s e r e Kultur teilnehmen, um Christentum hier nahe bringen zu können.

Als wir in Bangalore mit Amalorpavadas sprachen, drückte er dasselbe auf ähnliche Weise aus. Wir stehen in der westlichen Welt vor einem gewissen Engpaß unserer Kultur. Wir stehen wie vor einer Mauer. Es kann sich nichts mehr nach vorne entwickeln. Darum dreht sich alles um sich selbst. Konsum, Sex und Terror sind Rückstöße, versuchte Auswege, die in Wirklichkeit keine sind. Eine Hilfe für uns kann nicht darin liegen, z. B. Hindu zu werden. Aber wenn wir uns auf Problemstellung und Problemlösung der dritten Welt einlassen, könnten wir von daher für uns den Ausweg aus der Sackgasse finden. Dabei dreht es sich nicht nur um technische oder von außen her übernommene Lösungsversuche, sondern um das Innerste des Prozesses, wie christlicher Glaube unter der Führung des Geistes Schritt für Schritt eine ihm fremde Kultur durchdringt und erfüllt und dabei zugleich von dieser erfüllt und getragen wird.

4.3. Wir müssen bereit sein uns zur Sendung des Laien in der Kirche zu bekehren

Johannes Paul II. setzt in seiner ersten Enzyklika einen klaren Akzent: Der Mensch, „der erste und grundlegende Weg der Kirche“ (Red. hom. 14). Dieser Akzent ist auch innerkirchlich zu bedenken. Sind wir nicht nur theoretisch oder in der Praxis höchstens als Notlösung davon überzeugt, daß es ohne die Laien in unseren Gemeinden wirklich nicht geht? Wenn Bekehrung – um hier einen Ausdruck, den Zulehner gern verwendet zu gebrauchen – Kontrasozialisation ist, dann entscheidet die Glaubensgemeinschaft sehr viel. Das ist gerade das Eigentümliche der Missionssituation, daß die Gesellschaft nicht mehr in allen Bereichen Stütze des Glaubens ist und darum muß die Kirche selbst den Raum für solche Glaubensgemeinschaft schaffen.

4.4. Neue christliche Selbstverständlichkeiten schaffen

Wenn die Gesellschaft sie uns nicht mehr schafft, dann muß die Kirche selbst sie uns schaffen. Hier sind Fest und Feier eine zentrale, den Gesamtmenschen ansprechende Erfahrung, welche von uns neu ergriffen werden muß. Die Feier des Sonntags, die Feier der zentralen kirchlichen Feste, vor allem der österlichen Bußzeit mit dem Osterfest, Ereignisse wie Hochzeit, Taufe, Erstkommunion, Firmung zeigen immer mehr die Not des einzelnen, isoliert und auf sich gestellt zu sein. Gottesdienst und Feier (oft weltliche Feier genannt) stehen unverbunden nebeneinander. Hier müssen wir in christlicher Gemeinde Wege schaffen, in denen der einzelne, in denen die Familie erfahren kann, daß Glaube nicht Privatsache ist, sondern getragen ist von der Glaubensgemeinschaft. Vielleicht liegt hierin ein Grund dafür, daß so viele Jugendliche zu einem Katholikentag kommen: Die Feiersituation und die Erfahrung der Gemeinschaft im Glauben.

V. Mut zur Begegnung, nicht Begegnungsangst

5.1. Begegnungsangst

Die achristliche Situation in Deutschland, die unsere christliche Mission herausfordert, ist uns fremd. In vielen Bereichen eines nicht-christlichen Humanismus in Kultur und Gesellschaft sind wir nicht zu Hause. Wir werden in unserer Position in Frage gestellt. Es entstehen Begegnungsängste. Manche unserer Ängste rühren daher, daß wir die Schwierigkeiten sehen, aber nicht wissen, wie wir ihnen begegnen sollten. Deshalb ist es notwendig, daß diese Problematik auf dem Pfingstkongreß zur Sprache kommen darf. Sie ist vorhanden und bedarf einer Klärung. Dies ist die Voraussetzung dafür, daß wir Wege finden

zur Begegnung. Doch bei allen Planungen und Strategien ist eines wichtig: Wir müssen der Situation als Glaubende begegnen, denn nur ER, der Herr der Kirche, der zugesagt hat, sie nicht zu verlassen, sondern sie durch seinen Geist zu leiten, kennt den Weg, den wir gehen sollen. Zwei Meditationsgedanken können hier eine Hilfe sein.

5.2 Es kommt die Stunde

Die bekannte Perikope von der Hochzeit zu Kana kann unsere Situation und die in ihr gegebene Aufgabe deuten helfen. Wir als Kirche gegenüber dieser Welt kommen uns oft vor wie der Bräutigam im Evangelium. Wir haben zu unserem Fest viele eingeladen, und nun erkennen wir, daß der Wein nicht reicht. Die Gläser sind zwar noch voll, aber der Bräutigam weiß bereits, daß er nichts mehr hat, um sie nachzufüllen. Maria hat ein Gespür für diese Situation und spricht Jesus an: „Sie haben keinen Wein mehr.“ Die Antwort, die der Herr seiner Mutter gibt, ist befremdend und tröstlich zugleich: „Frau, meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Es scheint, als ändere sich im Augenblick noch nichts, doch die Stunde kommt. Maria weiß es. Das Fest endet nicht in der Katastrophe. Wir erleben in unserer Situation, daß der Wein ausgeht, scheinbar auch in der Kirche. Wenn wir uns – ähnlich wie Maria – an IHN wenden, hören wir als Antwort: Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Die Stunde ist die Stunde des Kreuzes, die aber hinführt zur Auferstehung.

5.3. Alle Initiativen messen sich am Maß unserer Hoffnung

Wir wissen, daß seit jener Stunde von Golgotha und der Stunde der Auferstehung auf allen Tischen die Eucharistie für uns bereit steht, daß er sich uns in die Hand gibt. Hier liegt der letzte Grund und die Ermutigung für alle unsere Initiativen. Diese „messen sich letztlich am Maß der einen Hoffnung, zu der wir berufen sind. Diese Hoffnung kommt nicht aus dem Ungewissen und treibt nicht ins Ungefähre. Sie wurzelt in Christus und klagt auch bei uns Christen des 20. Jahrhunderts die Erwartung seiner Wiederkunft ein. Sie macht uns immer neu zu Menschen, die inmitten ihrer geschichtlichen Erfahrungen und Kämpfe ihr Haupt erheben und dem messianischen Tag des Herrn entgegenblicken“ (Gemeinsame Synode, Beschluß Hoffnung).

„Dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde, und ich hörte eine gewaltige Stimme vom Thron her rufen: Seht das Zelt Gottes unter den Menschen. Er wird in ihrer Mitte wohnen und sie werden sein Volk sein und Gott selbst wird mit ihnen sein. Und der auf dem Thron saß sprach: Neu mache ich alles.“ (vgl. Offb 21, 1–3)

Diese Hoffnung entscheidet darüber, wie wir der missionarischen Situation in unserem Land begegnen.